

1. Kapitel

Aber als er in der Küche stand, als er ins Dunkel starrte, auf die kleine blaue stille Flamme des Gasofens, den Atem anhielt, um besser hören zu können, hörte er nichts mehr. Gar nichts konnte er hören. Weder Judith, die sich in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, noch das Geräusch, das ihn aus seinem gelockt hatte.

Es war vollkommen still. So still, dass er die Augen schloss, um Johannas Gesicht zu sehen, sich an ihre Worte zu erinnern, mit dem Klang ihrer Worte die Stille zu füllen.

Wenn ich wiederkomme, hörte er Johanna sagen, versprich es mir. Bleib. Du bist der Einzige, der Vleutz aufhalten kann, du darfst Judith nicht zurücklassen, pass auf sie auf, sie ist meine Schwester, sie ist mehr als eine Schwester, bleib, bis ich wiederkomme, versprich es mir.

Anton konnte sich ihre Worte vorstellen, als hätte er sie gerade erst gehört, als sei der Abschied erst gestern gewesen. Er sah Johanna vor sich, wie sie in ein Taxi stieg, wie sie ihm winkte.

Bleib im Haus, gib nicht nach, versprich es mir.

Und er hatte es ihr versprochen, als er nur noch ihr Gesicht hinter der Scheibe des abfahrenden Wagens sah. Er hatte es sich versprochen, auf dem Weg zurück ins Haus.

Er hatte sich auf den wenigen Schritten vom Bürgersteig zur Haustür entschlossen zu warten, bis sie wiederkam, wann immer das sein sollte. Und während er das staubige Treppenhaus nach oben stieg, versuchte er sich zu überzeugen, dass das Wann nicht wichtig war. Dass es keine Rolle spielte, wenn sie nur irgendwann wieder da wäre.

Wenn Johanna zurückkommt, dachte er jetzt in der Küche, ist vielleicht schon alles vorbei.

Das Haus von Vleutz befreit, Vleutz verhaftet oder tot; vielleicht war er bis dahin wirklich tot und sie konnten zu seiner Beerdigung gehen, dachte Anton und starrte ins Dunkel und horchte, aber es blieb alles still.

Sie werden Vleutz im Sommer eingraben, dachte Anton. Wir wer-

den dabei sein, hinter den Bäumen warten. Zuschauen, wie die Trauergäste in einer dünnen Reihe den Sargträgern folgen, als gehörten sie nicht dazu. Die Schatten der Baumkronen auf ihren Gesichtern. Die Sargträger, die morgens zu trinken anfangen und fast das Gleichgewicht verlieren, weil einer der vorderen mit einer schnellen Handbewegung Mücken aus seinem Gesicht wischt. Mücken eines flirrenden Schwarms, der sich zu einem Wirbel verdreht, sich nur kurz zerstreut, als der tote Vleutz vorbeigetragen wird.

Hinter den Sargträgern die Mutter von Vleutz, von deren schwäbischen Obstgärten nicht das Geld stammen kann, mit dem Vleutz die Häuser gekauft hat. Neben ihr Vleutz' Freundin, die ihr Haar unter einem Hütchen mit Schleier versteckt hält und nach unten blickt, wo sich der Staub des Kieswegs auf ihre neuen Schuhe legt.

Vielleicht hofft sie die Häuser zu erben. Vielleicht denkt sie in dem Augenblick daran, in dem sie umknickt, der Absatz abbricht. Vier Häuser erben, denkt sie und bückt sich am Arm der Mutter, hebt den Absatz auf, versucht mit spitzem Mund den Staub wegzupusten.

Seighels hinter ihr muss stehen bleiben, muss ohne Vleutz jetzt Aktien kaufen oder thüringische Burgruinen oder parzellierten Regenwald. Vleutz wird für ihn nicht leicht zu ersetzen sein. Seighels, der Einzige, der durch Vleutz' Tod etwas verliert.

Wir werden mit dem Brief in der Hand hinter den Bäumen warten, bis alle vorbei sind. Mit niemandem werden wir reden, niemanden ansehen. Auch mit den drei Männern nicht, die in großem Abstand folgen: Zwei Vertreter der Staatsanwaltschaft, und noch weiter hinten ein Mitarbeiter der Lokalbaukommission, der nur gekommen ist, um zu sehen, ob sie Vleutz wirklich eingraben, zu sehen, wie sich der Sarg in die offene Grube senkt.

Wenn alle gegangen sind, werden wir ans Grab treten und ich werde den Brief in sein Grab werfen, dachte Anton und überlegte, ob er in sein Zimmer zurückgehen sollte, aber er wollte bei dem Gedanken an die Beerdigung bleiben und so ließ er den Trauerzug noch einmal über den Kiesweg gehen, über den die Mücken tanzten, ließ Johanna »Loslassen« flüstern, als die Sargträger durch den Mückenschwarm schwankten. Die hinteren Sargträger fänden das Gleichgewicht nicht wieder, es sähe einen Moment so aus, als stürzten sie mit dem Sarg zu Boden, der an den Seiten aufbräche, so dass sie alle noch einmal ungewollt Vleutz zu Gesicht bekämen.

Aber man wird nur den Körper in der Kiste rutschen hören, während die Sargträger ihr Gleichgewicht wiederfinden, sich aufrichten, ein schweres Schaben, über das man erschrecken kann.

Nach der Mutter wird Vleutz' Freundin mit dem Absatz in der Hand ans Grab treten. Ihr Mund öffnet sich, wie bei einem Vogelkind, das den Schnabel aufsperrt. Schade, dass wir nicht näher am Grab stehen, dachte Anton, dass wir nicht hören, ob nicht doch etwas aus dem geöffneten Mund nach außen tritt, bevor die Freundin links die Schaufel in die Hand nimmt, da sie mit der rechten Hand noch immer den Absatz umklammert; hastig ungelenkt stößt sie zwei Schaufeln Erde hinab.

Loslassen, flüstert Johanna, und ich drehe mich nicht um, weil sie ganz nah ist, der Stoff ihres Kleides, ihre Brustspitzen mich fast berühren.

Auf dem Weg zum Ausgang wird sie wie ein Kind den Kopf zurücklegen, um über sich das Schwanken der Bäume zu sehen, um schwindlig zu werden, um sich vom Boden zu lösen.

Loslassen, wird sie rufen, wenn ich von hinten meine Arme um sie lege, um sie bei mir zu halten, mein Gesicht in ihr Haar drücke. Komm, ruft sie und dreht sich aus meinen Armen und läuft mit dem Gesicht zu mir rückwärts vor mir her.

Und ich werde mich umdrehen, damit ich sehe, was sie sieht: Die Totengräber zwischen den Bäumen, die am offenen Grab mit den Sargträgern Schnaps trinken, bevor sie die Erde ins Loch schaufeln. Ich werde vergessen, den Brief ins Grab zu werfen, dachte Anton.

An diesem windlosen Mittag, an dem wir aus dem Friedhof in die stille staubige Hitze treten, die von den Dächern fließt. An den Häusern, an offenen Toreinfahrten laufen wir vorbei, in dessen Schatten ich Johanna küssen könnte. Weiter, ruft sie, lacht sie.

Und dann wird sie zu ihrer Schwester wollen, dachte Anton, hierher gehen, zu Judith und ihrem Freund, diesem Henrik, und es wird mir nichts ausmachen, überhaupt nichts. Die zwei Schwestern können über das Sterben sprechen und Henrik und ich hören zu und warten, bis sie müde werden und ins Bett wollen, und Henrik und Judith werden in ihr Zimmer gehen und ich mit Johanna in mein Zimmer und ich werde neben ihr liegen, in der Nacht aufwachen, die Decke von ihrem Körper heben, ihre Haut betrachten, bis sie es spürt und aufwacht und ihre Augen öffnet und mich ansieht.

Wie wenig doch genügte, damit es wirklich passiert, dachte Anton.

Ein Stein, den er hier nur auf das Fensterbrett heben, mit einer Hand an den Rand schieben musste. So dass ein leichter Stoß ausreichte, um ihn auf die Straße fallen zu lassen.

In dem Augenblick, in dem Vleutz unten aus dem Haus tritt und

zu seinem Auto geht, nur noch einmal kurz aufblickt, dabei den Stein sieht, der auf ihn zufällt, sich ducken will, was ihm nicht mehr gelingt und auch wenig Zweck hätte, da ducken nicht das Fallen von Steinen aufhält; dieser eine Augenblick, in dem Anton von oben Vleutz' Gesicht sieht, das ganz nah scheint, so nah wie nie zuvor, dieser eine Augenblick.

Stattdessen stand er zwischen Küche und seinem Zimmer und horchte, während der Wind die Planen gegen das Gerüst schlug, das mit Haken an der Fassade des Hauses festgeschraubt war. Als hätten sie Pfähle in die Mauer unter Antons Fenster getrieben.

Es war nichts mehr zu hören. Kein Scharren, kein Klirren, keine Schritte. Anton ging wieder langsam in sein Zimmer zum Fenster zurück. Vielleicht hatte er sich getäuscht. Vielleicht war es doch nur Judith, die zu telefonieren versucht hatte.

Sie telefonierte fast nur noch. Nach dem Aufwachen, sofort wenn sie vom Einkaufen zurückkam, mittags, am Abend. Wenn sie nicht telefonierte, saß sie vor dem Telefon in der Küche und wartete auf einen Anruf. Sie tippte lange Ziffernreihen und verlangte, Johanna zu sprechen.

Mit ihm redete sie seit vier Tagen kein Wort mehr. Sie antwortete nicht, wenn er eine Frage stellte, sah ihn nicht einmal an.

Sie schloss sich ein, antwortete nicht auf sein Klopfen. Am Bührenzähler sah er, dass es Ferngespräche waren. Er war sicher, dass sie mit Johanna telefonierte.

Anton sah nur ihre verweinten Augen, fragte aber nichts. Vielleicht war es aus zwischen ihr und Henrik. Vielleicht hatte er sie verlassen. Anton hatte ihn seit Tagen nicht mehr gesehen. Vielleicht glaubte Judith, dass Anton daran Schuld hatte. Man wusste ja nie.

Er hatte ihr das Zimmer vermietet, weil er Geld brauchte und seine Eltern nicht fragen wollte. Er hatte Judith genommen, weil sie ein ruhiges Zimmer suchte, um sich auf die Aufnahmeprüfung für die Schauspielschule vorzubereiten. Die Vorstellung, mit jemandem zusammen zu wohnen, der nur auf seine künstlerische Arbeit konzentriert war, nichts anderes im Kopf haben wollte, bestach ihn derart, dass er ihr ohne nachzudenken zusagte.

»Wann ziehst du ein«, fragte er gierig, als hinge davon auch der Erfolg seiner Arbeit ab.

Judith war am gleichen Tag noch für zwei Wochen nach Zürich zu ihren Eltern gefahren, um ihre Sachen zu holen. In dieser Zeit hatte

Anton das erste Mal gehört, dass das Haus verkauft werden sollte. Er sagte nichts davon, als Judith zurückkam.

Ihre Eltern brachten sie mit ihren Sachen, aber nur die Mutter kam in die Wohnung hinauf.

Anton stand in seiner Zimmertür und beobachtete, wie sie mit energischen Schritten durch die Wohnung lief, ihr Kopf drehte sich dabei von einer Seite zur anderen und hastig stieß sie pausenlos Worte aus:

»Kannst du hier wohnen? Die Küche hat doch gar kein Fenster. Das Zimmer ist zu dunkel, Kind.«

Anton wunderte sich, dass sie sich nicht für ihn interessierte.

»Ich würde das nicht aushalten«, redete sie unablässig, »ich könnte kein Auge zutun, weil ich dauernd denken müsste, wie dunkel es ist.«

»Sie ist ein bisschen verrückt«, sagte Judith im Vorbeigehen zu Anton, der aber nichts antworten konnte, weil die Mutter und Judith schon wieder in ihrem Zimmer verschwunden waren.

»Das Bett unters Fenster, Judith, das geht nicht. Frag doch, frag ihn, frag den Alten. Oder frag auch Johanna«, hörte Anton ihre Stimme.

Er half dann, die Bücherkisten und den kleinen Schreibtisch nach oben zu tragen. Judiths Vater saß tatsächlich im Wagen und stieg nur kurz aus, um die Schreibtischplatte herauszuheben.

»Warte«, sagte er nicht unfreundlich, »schöne Gegend hier, ganz zentral. Wird sich Judith wohl fühlen, nicht?«

»Ich kanns schon alleine nehmen«, sagte Anton und als er oben ankam, hörte er die Mutter zu Judith sagen:

»Dass der Alte nicht aussteigt und hochkommt, Judith, ich mach das bald nicht mehr mit.«

Als die Mutter gegangen war, war es draußen dunkel und so still in der Wohnung, dass Anton sein Zimmer verließ, um nachzusehen, ob Judith auch fort war.

Aber er sah sie am Türstock ihres Zimmers lehnen und trat hinter sie. Sie starrte auf die unausgepackten Kisten, die Matratze unter dem Fenster.

»Gefällt es dir nicht?«, fragte er.

Sie drehte sich zu ihm um und langsam wieder zurück.

»Doch«, sagte sie mit unentschlossener Hilflosigkeit.

»Komm in mein Zimmer«, sagte Anton und holte Wein aus der Küche. Langsam folgte ihm Judith und setzte sich zu ihm auf den